

HANSER

Rafik Schami

Das Geheimnis des
Kalligraphen
Roman

ISBN-10: 3-446-23051-3

ISBN-13: 978-3-446-23051-4

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-23051-4>
sowie im Buchhandel.

1.

Unter dem Gejohle einer Gruppe Jugendlicher taumelte ein Mann aus seinem Getreidegeschäft. Er versuchte verzweifelt, sich an der Tür festzuhalten, doch die lärmende Meute schlug ihm auf die Finger und Arme, zerrte an ihm, versetzte ihm Schläge, wenn auch keine besonders kräftigen. Als wäre das Ganze ein Spaß, lachten die Jugendlichen dabei und sangen ein absurdes Lied, in dem sie zugleich Gott dankten und den Mann unflätig beschimpften. Es waren gereimte Obszönitäten von Analphabeten.

»Hilfe«, schrie der Mann, doch keiner half ihm. Die Angst ließ seine Stimme heiser klingen.

Wie Wespen schwirrten kleine Kinder in ärmlichen Kleidern um die Traube der Jugendlichen, die den Mann hermetisch umschloss. Die Kinder quengelten und bettelten in einem fort, auch sie würden den Mann gerne einmal anfassen. Sie fielen zu Boden, richteten sich auf, spuckten geräuschvoll und weit wie Erwachsene und rannten hinter der Meute her.

Nachdem zwei Jahre lang Dürre geherrscht hatte, regnete es an diesem Märztag 1942 wie schon seit über einer Woche ununterbrochen. Erleichtert konnten die Bewohner der Stadt nun wieder tief schlafen. Schlimme Sorgen hatten wie ein Alp auf Damaskus gelegen. Schon im September des ersten Jahres der Dürre waren die Unheilverkünder, die Steppenflughühner, gekommen, sie suchten in riesigen Schwärmen

Wasser und Nahrung in den Gärten der grünen Oase Damaskus. Man wusste seit Urzeiten, wenn dieser taubengroße, sandfarbene gesprenkelte Steppenvogel erscheint, wird es Dürre geben. So war es auch in jenem Herbst. So war es immer. Die Bauern hassten den Vogel.

Sobald das erste Steppenflughuhn gesichtet wurde, erhöhten die Großhändler von Weizen, Linsen, Kichererbsen, Zucker und Bohnen die Preise.

In den Moscheen beteten die Imame seit Dezember mit Hunderten von Kindern und Jugendlichen, die, von Lehrern und Erziehern begleitet, scharenweise alle Gebetshäuser aufsuchten.

Der Himmel schien alle Wolken verschluckt zu haben. Sein Blau war staubig. Die Saat harrte voller Sehnsucht nach Wasser in der trockenen Erde aus, und was kurz keimte, erstarb – dünn wie Kinderhaare – in der sommerlichen Hitze, die bis Ende Oktober anhielt. Bauern aus den umliegenden Dörfern nahmen in Damaskus für ein Stück Brot jede Arbeit an und waren dankbar dafür, denn sie wussten, bald würden die noch hungrigeren Bauern aus dem trockenen Süden kommen, die mit noch weniger Lohn zufrieden wären.

Scheich Rami Arabi, Nuras Vater, war seit Oktober völlig erschöpft, denn neben den offiziellen fünf Gebeten in seiner kleinen Moschee musste er Männerkreise leiten, die bis zur Morgendämmerung religiöse Lieder sangen, um Gott milde zu stimmen und Regen zu erbiten. Und auch am Tag kam er nicht zur Ruhe, denn zwischen den offiziellen Gebetszeiten rückten die Massen der Schüler an, mit denen er traurige Lieder anstimmen musste, die Gottes Herz erweichen sollten. Es waren weinerliche Lieder, die Scheich Rami Arabi nicht mochte, weil sie von Aberglauben nur so triefen. Der Aberglaube beherrschte die Menschen wie ein Zauber. Es waren keine ungebildeten, sondern angesehene Männer, die glaubten, die Steinsäulen der benachbarten Moschee würden beim Gebet Scheich Hussein Kiftaros vor Rührung weinen. Scheich Hussein war ein Halbanalphabet mit großem Turban und langem Bart.

Rami Arabi wusste, dass Säulen niemals weinen, sondern durch die Kälte Wassertropfen aus dem Dampf kondensieren, den die Betenden ausatmen. Aber das durfte er nicht sagen. Den Aberglauben müsse er

erdulden, damit die Analphabeten ihren Glauben nicht verlören, sagte er seiner Frau.

Am ersten März fiel der erste Tropfen Wasser. Ein Junge kam in die Moschee gerannt, während Hunderte von Kindern sangen. Er schrie so schrill, dass alle verstummten. Der Junge erschrak, als es so still wurde, dann aber kamen die Worte schüchtern und leise aus seinem Mund: »Es regnet«, sagte er. Eine Woge der Erleichterung ging durch die Moschee und man hörte aus allen Ecken den Dank an Gott: *Allahu Akbar*. Und als hätten auch ihre Augen den Segen Gottes erfahren, weinten viele Erwachsene vor Rührung.

Draußen regnete es, anfangs zögerlich und dann in Strömen. Die staubige Erde hüpfte vor Freude, dann sättigte sie sich und wurde ruhig und dunkel. Innerhalb weniger Tage glänzte das Pflaster der Straßen von Damaskus vom Staub befreit, und die gelben Felder außerhalb der Stadt bekamen einen zarten, hellgrünen Mantel.

Die Armen atmeten erleichtert auf und die Bauern machten sich auf den Weg zurück zu ihren Dörfern und zu ihren Frauen.

Scheich Rami aber regte sich auf, denn nun war die Moschee wie leergefegt. Abgesehen von ein paar alten Männern kam niemand mehr zum Gebet. »Sie behandeln Gott wie einen Restaurantdiener. Sie bestellen bei ihm Regen, und sobald er ihnen das Bestellte bringt, zeigen sie ihm die kalte Schulter«, sagte er.

Der Regen wurde weniger und ein warmer Wind fegte die feinen Tropfen in die Gesichter der Jugendlichen, die nun ihren Tanz mit dem Mann in die Mitte der Straße verlegten. Sie schlossen ihre Arme um ihn und drehten ihn in ihrer Mitte, und dann flog sein Hemd über die Köpfe, und als wäre es eine Schlange oder eine Spinne, traten die Kleineren im äußersten Kreis der Tanzenden erregt auf das Hemd, zerbissen und zerrissen es in Fetzen.

Der Mann hörte auf, Widerstand zu leisten, weil ihn die vielen Ohrfeigen verwirrten. Seine Lippen bewegten sich, aber er brachte keinen Ton heraus. Irgendwann flog seine dicke Brille durch die Luft und landete in einer Pfütze am Bürgersteig.

Einer der Jugendlichen war schon heiser vor Aufregung. Er sang in-

zwischen keine Reime mehr, sondern aneinandergereihte Schimpfwörter. Die Jugendlichen skandierten wie berauscht und streckten ihre Hände gen Himmel: »Gott hat uns erhört.«

Der Mann schien niemanden zu sehen, während sein Blick auf der Suche nach Halt umherirrte. Für einen Augenblick starrte er Nura an. Sie war gerade sechs oder sieben und stand vor dem Regen geschützt unter der großen, bunten Markise des Süßigkeitenladens am Eingang ihrer Gasse. Sie wollte gerade anfangen, den roten Lutscher zu genießen, den sie für einen Piaster bei Elias geholt hatte. Aber die Szene vor ihr nahm sie gefangen. Jetzt zerrissen die Jugendlichen die Hose des Mannes, und keiner der Passanten half ihm. Er fiel zu Boden. Sein Gesicht war starr und blass, als hätte er bereits eine Ahnung von dem, was noch kommen sollte. Die Tritte, die ihm die Tanzenden versetzten, schien er nicht zu spüren. Er schimpfte nicht und flehte nicht, sondern tastete zwischen den dünnen Beinen der Jugendlichen den Boden ab, als ob er seine Brille suchen würde.

»In der Pfütze«, sprach Nura, als wollte sie ihm helfen.

Als ein älterer Herr im grauen Kittel der Angestellten zu ihm gehen wollte, wurde er auf dem Bürgersteig von einem Mann unsanft aufgehalten, der elegante traditionelle Kleider trug: nach hinten offene Schuhe, weite schwarze Hosen, weißes Hemd, bunte Weste und einen roten Schal aus Seide um den Bauch. Über seinen Schultern lag das gefaltete, schwarzweiß gemusterte *Kufiya*, das arabische Männerkopftuch. Unter dem Arm trug er ein verziertes Bambusrohr. Der dreißigjährige muskulöse Mann war glatt rasiert und hatte einen großen, mit Bartwischse gepflegten schwarzen Schnurrbart. Er war ein bekannter Schlägertyp. Man nannte solche Damaszener Männer *Kabadai*, ein türkisches Wort, das so viel bedeutet wie Raufbold. Das waren kräftige und furchtlose Männer, die oft Streit suchten und davon lebten, für Wohlhabende mit sauberen Händen schmutzige Aufträge zu erledigen, wie etwa jemanden zu erpressen oder zu demütigen. Der Kabadai schien Gefallen an der Tat der Jugendlichen gefunden zu haben. »Lass den Kindern ihren Spaß mit diesem Ungläubigen, der ihnen das Brot vom Mund raubt«, rief er wie ein Erzieher, packte den Mann im grauen Kittel mit der linken Hand am Hals und schlug ihm mit dem

Stock lachend auf den Hintern, während er ihn ins Geschäft zurückbeförderte. Die umstehenden Männer und Frauen lachten über den Angestellten, der wie ein Schüler zu flehen anfang.

Nun lag der vermeintliche Räuber zusammengekauert und nackt auf der Straße und weinte. Die Jugendlichen zogen davon, immer noch im Regen singend und tanzend. Ein kleiner, blasser Junge mit schmalem, vernarbtem Gesicht löste sich von der Meute, kehrte zurück und versetzte dem Liegenden einen letzten Tritt in den Rücken. Jauchzend und mit ausgebreiteten Armen ein Flugzeug nachahmend, rannte er zu seinen Kameraden zurück.

»Nura, geh nach Hause. Das ist nichts für Mädchen«, hörte sie Elias' sanfte Stimme, der das Ganze vom Fenster seines Ladens aus beobachtet hatte.

Nura zuckte zusammen, aber sie ging nicht. Sie beobachtete, wie der nackte Mann sich langsam aufsetzte, um sich schaute, einen Fetzen seiner dunklen Hose heranzog und damit sein Geschlecht bedeckte. Ein Bettler las die Brille auf, die trotz des weiten Wurfs unversehrt geblieben war, und brachte sie dem Nackten. Der Mann setzte sie auf, und ohne den Bettler weiter zu beachten, lief er in sein Geschäft.

Als Nura ihrer Mutter beim Kaffee im Wohnzimmer atemlos von dem Vorfall erzählte, blieb diese ungerührt. Die dicke Nachbarin Badia, die täglich zu Besuch kam, stellte die Mokkatasse auf den kleinen Tisch und lachte laut auf.

»Geschieht dem herzlosen Kreuzanbeter recht. Das hat er davon, die Preise zu erhöhen«, zischte die Mutter. Nura erschrak.

Und die Nachbarin erzählte belustigt, ihr Mann habe berichtet, in der Nähe der Omaidjen-Moschee hätten Jugendliche einen jüdischen Händler nackt bis zur Geraden Straße geschleift und dort unter Gejohle beschimpft und geschlagen.

Nuras Vater kam spät. Sein Gesicht hatte an diesem Tag jede Farbe verloren. Er war nur noch grau, und sie hörte ihn lange mit ihrer Mutter über die Jugendlichen streiten, die er »gottlos« schimpfte. Erst beim Abendessen hatte er sich wieder beruhigt.

Jahre später dachte Nura, wenn es so etwas wie eine Kreuzung auf dem Weg zu ihren Eltern gegeben hätte, dann hätte sie sich in jener

Nacht entschieden, den Weg zum Vater zu nehmen. Das Verhältnis zu ihrer Mutter blieb immer kalt.

Am Tag nach dem Vorfall wollte Nura wissen, ob der Mann mit der Brille auch ohne Herz leben könne. Der Himmel klarte für Stunden auf, nur eine Flotte kleiner Wolken überquerte den himmlischen Ozean. Nura schlich durch die offene Haustür und gelangte von ihrer Gasse zur Hauptstraße. Sie bog nach links ab und ging am großen Getreidegeschäft vorbei, das zur Straße hin ein Büro mit großen Fenstern hatte. Daneben lag die Halle, in der Arbeiter pralle Jutesäcke mit Körnern trugen, wogen und aufstapelten.

Als wäre nichts geschehen, saß der Mann wieder vornehm dunkel angezogen an einem mit Blättern übersäten Tisch und schrieb etwas in ein dickes Heft. Er hob kurz den Kopf hoch und schaute zum Fenster hinaus. Augenblicklich drehte Nura ihren Kopf zur Seite und lief schnell weiter bis zum Eissalon. Dort holte sie tief Atem und machte kehrt. Diesmal vermied sie es, ins Büro hineinzuschauen, damit der Mann sie nicht erkennen konnte.

Noch Jahre später verfolgte sie das Bild des auf der Straße liegenden nackten Mannes bis in ihre Träume. Nura wachte immer erschrocken auf.

»Josef Aflak, Getreide, Saatgut«, entzifferte sie einige Zeit später das Schild über dem Eingang des Geschäfts, und kurz darauf erfuhr sie, dass der Mann Christ war. Es war nicht so, dass ihre Mutter diesen Mann hasste, für sie waren alle, die nicht Muslime waren, Ungläubige.

Auch der Süßigkeitenverkäufer mit den lustigen roten Haaren war Christ. Er hieß Elias und machte immer Scherze mit Nura. Er war der einzige in ihrem Leben, der sie Prinzessin nannte. Sie fragte ihn einmal, warum er sie nicht besuche, und hoffte dabei, dass er mit einer großen Tüte voller bunter Süßigkeiten kommen würde, aber Elias lachte nur.

Auch der Eissalon gehörte einem Christen, Rimon. Der war sonderbar. Wenn er keine Kunden hatte, nahm er seine Laute von der Wand und spielte und sang, bis der Laden voll wurde, dann rief er: »Wer will ein Eis?«

Deshalb dachte Nura, ihre Mutter mochte Christen nicht, weil sie

lustig waren und immer das Leckerste verkauften. Ihre Mutter war spindeldürr, lachte selten und aß nur, wenn es sich nicht vermeiden ließ.

Oft tadelte sie der Vater, dass sie bald keinen Schatten mehr werfe. Auf den alten Bildern sah die Mutter rundlich und schön aus. Aber jetzt sagte auch Badia, die beliebte Nachbarin, sie fürchte, dass Nuras Mutter beim nächsten Wind weggeweht würde.

Als Nura kurz vor Ende der neunten Klasse stand, hörte sie von ihrem Vater, Josef, der Getreidehändler, sei gestorben. Er soll vor seinem Tod erzählt haben, dass er damals, als die Jugendlichen ihn gequält hatten, für einen Augenblick ohnmächtig gewesen sei und wie in einem vorbeiziehenden Film gesehen habe, dass seine Tochter Marie und sein Sohn Michel zum Islam übertreten würden.

Niemand nahm ihn ernst, weil der alte Mann kurz vor seinem Tod Fieber hatte. Die Entscheidung seiner Tochter Marie, nach einer stürmischen Liebe einen Muslim zu heiraten, hatte er nie verdaut. Die Ehe endete später unglücklich.

Und über seinen einzigen Sohn Michel, der nicht sein Geschäft weiterführen, sondern Politiker werden wollte, war er schon lange verärgert. Doch Josefs Traum ging in Erfüllung, denn fünfzig Jahre später, kurz vor seinem Tod, erklärte Michel als verbitterter alter Politiker im Bagdader Exil seinen Übertritt zum Islam und wurde schließlich dort unter dem Namen Ahmad Aflak begraben. Aber das ist eine andere Geschichte.

Die Aijubigasse lag im alten Midan-Viertel südwestlich der Altstadt, aber außerhalb der Stadtmauer. Sie duftete nach Anis, aber sie langweilte Nura. Sie war kurz und hatte nur vier Häuser. Nuras Elternhaus bildete den Abschluss dieser Sackgasse. Die fensterlose Mauer des Anislagers besetzte die stumme rechte Seite.

Im ersten Haus auf der linken Seite der Gasse lebte Badia mit ihrem Mann. Er war groß und formlos und sah aus wie ein ausgedienter Kleiderschrank. Badia war die einzige Freundin von Nuras Mutter. Nura kannte die neun Töchter und Söhne Badias nur als Erwachsene, die sie immer freundlich grüßten, aber wie Schatten vorbeihuschten,

ohne Spuren zu hinterlassen. Nur die Tochter Buschra war ihr aus der Kinderzeit im Gedächtnis geblieben. Sie mochte Nura, küsste sie, wann immer sie sie sah, und nannte sie »meine Schöne«. Buschra duftete nach exotischen Blumen, weshalb sich Nura gerne von ihr umarmen ließ.

Das zweite Haus bewohnte ein reiches und kinderloses, sehr altes Ehepaar, das kaum Kontakt zu den anderen hatte.

Im Haus unmittelbar neben Nura wohnte eine große Familie von Christen, mit denen die Mutter kein Wort wechselte. Ihr Vater dagegen grüßte die Männer freundlich, wenn er sie auf der Gasse traf, während die Mutter etwas murmelte, das wie Abwehrzauber klang, der sie schützen sollte, für den Fall, dass diese Feinde einen ihrer Zaubersprüche gegen sie schleuderten.

Sieben oder acht Jungen zählte Nura im Haus der Christen. Es gab kein einziges Mädchen. Sie spielten mit Bällen, Murmeln und Kieselsteinen. Manchmal tollten sie fröhlich den ganzen Tag wie übermütige Welpen herum. Nura beobachtete sie oft von der Haustür aus, immer bereit, die Tür zuzuschlagen, sobald sich einer ihr näherte. Zwei von ihnen, die etwas älter und größer waren als die anderen, machten ihr immer, sobald sie sie erblickten, Andeutungen, dass sie sie umarmen und küssen wollten, dann huschte sie schnell ins Haus und beobachtete durch das große Schlüsselloch, wie die Jungen miteinander lachten. Ihr Herz raste, und sie wagte sich den ganzen Tag nicht mehr hinaus.

Manchmal trieben sie es wirklich schlimm. Wenn Nura auf dem Rückweg vom Eisverkäufer oder vom Süßigkeitenhändler war, tauchten die Jungen plötzlich auf und stellten sich wie eine Mauer vor sie. Sie forderten, an ihrem Eis oder Lutscher lecken zu dürfen, und drohten, ihr sonst den Weg nicht freizumachen. Erst wenn Nura anfang zu weinen, verschwanden sie.

Eines Tages beobachtete Elias die Szene, als er zufällig vor seinem Laden kehrte und einen Blick in die Gasse warf. Er kam Nura mit seinem großen Besen zu Hilfe und schimpfte mit den Jungen. »Wenn es noch einmal einer wagt, dir den Weg zu versperren, komm nur zu mir. Mein Besen hungert nach einem Hintern«, rief Elias laut, damit die

Jungen es hörten. Das wirkte. Seit diesem Tag standen ihr die Jungen Spalier, wenn sie sich zufällig trafen.

Nur einer gab nicht auf. Er flüsterte ihr häufig zu: »Du bist so schön. Ich will dich sofort heiraten.«

Er war dick, hatte weiße Haut und rote Backen und war jünger als sie. Die anderen, schon größeren Jungen, die ihr schöne Augen machten, lachten ihn aus.

»Dummkopf, sie ist eine Muslimin.«

»Dann will ich auch ein Muslim sein«, rief der Junge verzweifelt und handelte sich eine schallende Ohrfeige von einem seiner Brüder ein. Der Dicke hieß Maurice, ein anderer Giorgios. Komische Namen, dachte Nura und hatte Mitleid mit dem Dicken, der nun laut heulte.

»Und wenn schon. Ich bin Muslim, wenn es mir gefällt, und Muhammad ist mir lieber als du«, rief er trotzig, und der andere gab ihm eine zweite Ohrfeige und einen kräftigen Tritt gegen das Schienbein. Maurice schniefte und schaute unaufhörlich auf Nuras Haus, als würde er von dort die Rettung erwarten.

Bald darauf rief eine Frau aus dem Hausinneren nach ihm, und er ging langsam und mit gesenktem Haupt hinein. Es dauerte nicht lang, und Nura hörte die Schreie der Mutter und das Flehen des Sohnes.

Seit diesem Tag sprach Maurice nicht mehr vom Heiraten. Er mied Nuras Blick, als ob er durch ihn krank werden könnte. Einmal saß er am Hauseingang und schluchzte. Als er Nura sah, drehte er sich zur Wand und weinte leise. Nura blieb stehen. Sie sah seine großen dunkelroten Ohren und verstand, dass man ihn geschlagen hatte. Er tat ihr leid. Sie näherte sich ihm und berührte ganz leicht seine Schulter. Maurice hörte abrupt auf zu weinen. Er drehte sich zu ihr und lächelte mit einem Gesicht voller Tränen und Rotz, den er mit dem Ärmel über beide Wangen verteilt hatte.

»Nura«, flüsterte er erstaunt.

Sie wurde rot und rannte nach Hause. Ihr Herz klopfte. Sie gab ihrer Mutter die Papiertüte mit den Zwiebeln, die sie bei Omar, dem Gemüsehändler, gekauft hatte.

»Hat der Gemüsehändler was gesagt?«, fragte die Mutter.

»Nein«, sagte Nura und wollte zur Haustür gehen, um nach Maurice Ausschau zu halten.

»Du bist ja so außer dir, hast du etwas angestellt?«, fragte die Mutter.

»Nein«, antwortete Nura.

»Komm her«, sagte die Mutter, »ich werde alles von deiner Stirn ablesen.« Nura bekam fürchterliche Angst, und die Mutter las und las und dann sagte sie: »Du kannst gehen, du hast nichts Schlimmes getan.«

Jahrelang glaubte Nura, dass ihre Mutter ihr die Untaten von der Stirn ablesen könne, deshalb schaute sie nach jeder Begegnung mit dem dicklichen Jungen in den Spiegel, um zu sehen, ob irgendetwas auf der Stirn zu sehen war. Sie schrubbte sie sicherheitshalber mit Olivenkernseife und wusch sie danach gründlich ab.

Überhaupt war ihre Mutter sonderbar. Sie schien sich für die ganze Welt verantwortlich zu fühlen. Einmal nahm ihr Vater Nura und die Mutter zu einem Fest mit, bei dem Derwische tanzten, und selten fühlte sich Nura so leicht wie an jenem Abend. Auch ihr Vater schien zu schweben vor Glückseligkeit. Der eine Derwisch tanzte mit geschlossenen Augen und die anderen kreisten um ihn wie Planeten um die Sonne. Ihre Mutter aber sah nur, dass sein Kleid an mehreren Stellen schmutzig war.

An religiösen Festen schmückten ihre Eltern und die Muslime der ganzen Straße ihre Häuser und Geschäfte mit bunten Tüchern. Teppiche hingen aus den Fenstern und von Balkonen, Blumentöpfe wurden vor die Hauseingänge gestellt. Prozessionen zogen singend und tanzend durch die Straßen. Manche zeigten Schwert- und Bambusrohrkämpfe, andere veranstalteten ein Feuerwerk und aus den Fenstern regnete es Rosenwasser auf die Passanten.

Die Christen feierten leise, ohne bunte Fahnen und ohne Umzüge. Diesen Unterschied hatte Nura sehr früh bemerkt. Nur die Kirchenglocken schlugen an jenen Tagen etwas lauter. Man sah die Christen in festlichen Kleidern, aber es gab weder einen Jahrmarkt noch ein Riesenrad oder bunte Fahnen.

Auch kamen die christlichen Feiertage immer zur gleichen Jahreszeit. Weihnachten Ende Dezember und Ostern im Frühjahr und Pfingsten im Frühsommer. Der Ramadan aber wanderte durch das ganze Jahr. Und wenn er im Hochsommer kam, war es kaum auszuhalten. Sie musste von morgens bis abends ohne ein Stück Brot, ohne einen Schluck Wasser ausharren und das bei vierzig Grad im Schatten. Maurice hatte Mitleid mit ihr. Er flüsterte ihr zu, auch er faste heimlich, damit er sich genauso elend fühle wie sie.

Sie vergaß nie den Tag, als Maurice ihr zuliebe eine kleine Verwirrung auslöste. Sie war bereits vierzehn und der Ramadan war in jenem Jahr im August. Sie fastete und litt. Plötzlich hörten die Nachbarn deutlich die Muezzinrufe und stürzten sich auf das Essen. Nur ihre Mutter sagte: »Das kann doch nicht stimmen! Dein Vater ist noch nicht zu Hause und die Kanone wurde noch nicht abgefeuert.«

Eine halbe Stunde später hörte man dann die Rufe der Muezzins über den Dächern und ein Kanonenschuss erschütterte die Luft. Ihr Vater, der bald darauf hereinkam, erzählte, die Leute hätten wegen eines falschen Muezzins das Fasten zu früh gebrochen. Nura wusste sofort, wer dahintersteckte. Eine Stunde später klopften zwei Polizisten bei der christlichen Familie, es gab Geschrei und Tränen.

Von allen Festen und Feiertagen mochte Nura den siebenundzwanzigsten Tag des Ramadan am liebsten. An diesem Tag öffnete sich der Himmel und Gott höre für kurze Zeit die Wünsche der Menschen, sagte ihr Vater. Seit sie denken konnte, war sie jedes Jahr schon Tage vorher unruhig, sie überlegte und überlegte, was sie sich von Gott wünschen solle.

Nie hatte er ihr auch nur einen einzigen Wunsch erfüllt.

Gott schien sie nicht zu mögen. Doch der dicke Maurice erklärte ihr, Gott möge mit Sicherheit schöne Mädchen, er könne aber ihre Stimme nicht hören. Und Maurice wusste auch warum: »Die Erwachsenen beten in dieser Nacht so laut, dass Gott Kopfschmerzen bekommt und den Himmel schließt, noch bevor er ein einziges Kind gehört hat.«

Und in der Tat versammelte ihr Vater seine Verwandten und Freunde im Hof und bat mit ihnen zusammen Gott laut um Ver-

gebung ihrer Sünden und Erfüllung der Wünsche nach Glück und Gesundheit. Nura blickte auf die Versammelten und wusste, dass Maurice recht hatte. Da rief sie einmal mitten im Gebet laut aus: »Aber für mich kannst du, lieber Gott, ja einen Eimer Vanilleeis mit Pistazien schicken.« Die Betenden lachten und konnten trotz wiederholter Versuche nicht weiterbeten, denn immer wieder unterbrach einer das Gebet mit schallendem Gelächter.

Nur Nuras Mutter fürchtete sich vor der Strafe Gottes. Und sie war die einzige, die am nächsten Tag Durchfall hatte. Sie jammerte, warum Gott ausgerechnet sie bestrafe, obwohl sie kaum gelacht habe. Überhaupt war die Mutter sehr abergläubisch, sie schnitt ihre Nägel nie nachts, damit die Geister sie nicht mit Alpträumen bestrafen. Sie kippte kein heißes Wasser ins Waschbecken, ohne vorher den Namen Gottes laut auszurufen, damit sich die Geister, die gerne in den dunklen Wasserrohren hausen, nicht verbrühten und sie nicht bestrafen.

Von nun an durfte Nura nicht mehr mitbeten. Sie musste in ihrem Zimmer bleiben und leise ihre Wünsche aussprechen. Oft lag sie nur auf dem Bett und schaute durch das Fenster zum dunklen Sternenhimmel hinauf.

Schon früh merkte sie, dass ihr Vater an den Feiertagen von einer sonderbaren Trauer heimgesucht wurde. Er, dessen Worte in der Moschee Hunderte von Männern aufrichteten und den alle Ladenbesitzer auf der Hauptstraße, wenn er vorbeiging, respektvoll begrüßten – manchmal unterbrachen sie sogar ihre Gespräche, um ihn kurz um seinen Rat zu fragen –, dieser mächtige Vater war jedes Jahr nach dem feierlichen Gebet unglücklich. Er ging gebeugt zum Sofa, kauerte sich hin und schluchzte wie ein Kind. Nie erfuhr Nura den Grund.